Matthias Theodor Vogt: Was wir nicht wissen können und dennoch wissen müssen. Kulturpolitik als Ertüchtigung des Imaginärsinnes
In: Matthias Theodor Vogt, Jan Sokol, Beata Ociepka, Detlef Pollack, Beata Mikołajczyk (Hg.):
Die Stärke der Schwäche. Schriften des Collegium PONTES Band 3
Peter-Lang-Verlag Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt am Main, New York, Oxford, Wien 2009
DOI 10.1696/CP-2009-3-15

Matthias Theodor Vogt

Was wir nicht wissen können und dennoch wissen müssen

Kulturpolitik als Ertüchtigung des Imaginärsinnes

Wissen im heute notwendigen Sinne ist nichts Enzyklopädisches, es ist mehr als die notwendige Vorbedingung für Entscheidungen. Das in Politik wie in Kultur und Wirtschaft benötigte Wissen geht darüber hinaus. Als komplexes Wissen beinhaltet es neben einem Realanteil auch einen Imaginäranteil. Für die Übung nun im Überschreiten des Horizontes ist keine Wissenschaft zuständig. Wohl aber die Künste. Wer, wenn nicht sie, vermöchte uns zu lehren, was wir nicht wissen können und dennoch wissen müssen?

Kulturpolitik läßt sich beschreiben als Ermöglichung, und zwar Ermöglichung durch einen Akteur, auf daß die Subjekte seiner Politik im Sinne Platons ›das Gute schmecken lernen‹. Wobei im Altgriechischen das *kalón*, das Schöne, das sittlich-Gute, das *agathón*, als Nebenbedeutung immer impliziert und umgekehrt, also nicht ohne ethische Dimension vorstellbar war. In heutigen Zeiten könnte man von der notwendigen Funktionalität reden, in dem Sinne, daß Kunst oder Kultur eingebunden bleiben müssen in allgemeinere Zusammenhänge und erst dann zum Objekt von Kulturpolitik werden können, wenn das Kunstwerk nicht als autonomes verstanden wird. Die Freiheit der Kunst impliziert, auch wenn eine geradezu tollkühne Volte des Hamburger Rechtswissenschaftlers Ulrich Karpen dies behauptete,[1] keine Staatsverpflichtung zu ihrer Finanzierung. Wohl aber ist es legitim, daß der Staat unter den Mitteln, die er zur Verwirklichung

[1] »Das Land muß im Einzelfall beweisen, warum Kulturförderung unterbleibt.« Ulrich Karpen, Rechtsgutachten zum Sächsischen Kulturraumgesetz im Auftrag des Sächsischen Staatsministeriums für Wissenschaft und Kunst. Universität Hamburg, Seminar für Öffentliches Recht und Staatslehre, Forschungsstelle für Kulturverfassungs- und –verwaltungsrecht, 7. September 2001 (Manuskript), S. 7.

seiner übergeordneten Ziele benötigt, sich der Kunst bedient und sie dann finanziert, wenn ihre Mittelverwendung seiner Zielsetzung entspricht.

Wenn die Befähigung möglichst der gesamten Gesellschaft zum komplexen Denken die zentrale politische Herausforderung beim Übergang ins 21. Jahrhundert ist und die klassischen Instrumente des klassischen Staates hierbei versagen, und wenn meine Hypothese lautet: Handelt es sich hierbei um eine kulturpolitische Herausforderung, wie können dann Kultur und Kunst entsprechend eingesetzt werden? Eine mögliche Antwort heißt: durch die Mithilfe bei der Ausbildung des Imaginärsinns – neben Wirklichkeitssinn und Möglichkeitssinn – möglichst in der gesamten Gesellschaft. Ein Mißverständnis sollte hierbei nicht auftreten: Der Imaginärsinn bedarf der beiden anderen Sinne, des Sinnes für das Mögliche bzw. für die vorgegebenen Möglichkeiten ebenso wie des Sinnes für das Wirkliche, so wie diese ihn und einander brauchen.

1. Komplexes Denken: die i-Frage

Zu Forio auf Ischia im Golf von Napoli gab es, so erzählt man sich, in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts ein Konzert. Der Sommerabend war lau, die Piazza gefüllt mit zahlreich erschienenen Gästen, das Orchester renommiert, das Programm gut ausgesucht. Der Dirigent erschien, hob den Taktstock, und eine wunderschöne Musik erklang. Die Musik zu Ende – Stille. Keiner klatschte. Dirigent und Musiker blickten sich an, mit verdoppeltem Einsatz ging es in das nächste Stück. Und wieder die Musik zu Ende – und wieder Stille. Da legten die Musiker die Instrumente weg und klatschten sich selber Beifall.

Was war geschehen? Haben die Musiker gegen das Publikum revoltiert, empört über die offensichtliche Geringschätzung ihrer Darbietungskunst? War es eine einfache Trotzreaktion? Oder waren sie belustigt und haben nun ironischerweise die Funktion des Publikums selbst übernommen? Oder aber haben wir es gar mit einem gewitzten Publikum zu tun, das den Art. 5 Abs. 3 des bundesdeutschen Grundgesetz studiert hatte: ›Die Kunst ist frei‹ – so frei, daß es der Anteilnahme des Publikums vielleicht gar nicht bedarf? Ist dies nicht die Kehrseite des deutschen Idealismus, daß der Eigenwert der Kunst – in Ablösung religiöser Transzendentalia – so hoch gestellt wird, daß es philosophisch betrachtet auf Interaktion mit Publikum

gar nicht mehr ankommt? Spricht nicht Schopenhauer vom ›Zeitalter, d. h. die jedesmalige stumpfe Menge‹?[2] Und wenn die Menge den Dienst an der Kunst nicht erfüllt, sind dann die Berufenen nicht sogar verpflichtet, dem Geist der Musik zu huldigen? Haben vielleicht die Musiker gar nicht sich selbst geklatscht, vielmehr dem *genius musicae et auctoris*?

Aber ist das noch ästhetisch? Haben nicht schon die Griechen das Schöne und das wahrhaft Nützliche ineinsgesetzt? Was bleibt von der Kunst, wenn man das Nützliche entfernt und nur das im modernen Sinne Schöne verbleibt?

Im ökonomischen Sinn geht das Publikum einen Vertrag ein, indem es neben den Münzen und seinem Zeitbudget auch Konzentration, also eine geistige Anstrengung, einsetzt und hierfür den Gegenwert einer gelungenen Darbietung erwartet. Für die es nach gängigem abendländischem Habitus mit Klatschen zu danken gewillt ist. Aber dieser Vertrag verpflichtet das Publikum nur zur Präsenz, nicht zur Zustimmung. So, im Schweigen zu Forio, lief der Vertrag ins Leere.

Ökonomie-, vertrags- und kommunikationstheoretisch ist der Besuch eines Konzertes ein komplizierter Akt. Das Publikum als Empfänger der vom Orchester als Sender ausgelösten Stimmung; das ist die Situation während des Stückes. Und nun kommt der berühmte Moment, in dem der Dirigent noch seinen Stock erhoben hält, während das Stück schon verklungen ist, Orchester aber und gegebenfalls Chor nicht ausatmen dürfen, damit die Spannung ins Publikum wandern kann und dieses sich im Applaus zum Sender wandelt, während die Musiker abspannen und freudig lächeln. Der Applaus fällt gegebenenfalls so atembetäubend und durchsetzt mit *DaCapo*-Rufen aus, daß das Orchester eine Zugabe gibt, also wieder zum Sender wird. Kurz: Wenn Kultur, zum Beispiel ein Konzert, funktioniert, handelt es sich um eine klassische *Win-Win*-Situation, wie die Ökonomen sagen würden. Auf Forio aber: eine ganz unklassische *Loose-Loose*-Situation? Funktioniert Kultur nicht, noch nicht oder nicht mehr? Was eigentlich heißt Kultur in dem Sinne, daß man daraus eine Kulturpolitik aufbauen und konkret agieren könnte?

[2] Schopenhauer, Arthur: *Die Welt als Wille und Vorstellung.* In: Sämtliche Werke, Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe, Bd. 1, Leipzig 1905, S. 319.

2. In Mitteleuropa

Wenn unser Konzert weder damals auf Ischia noch heute in Sachsen stattgefunden hätte, sondern in einem der mittel- und süodsteuropäischen EU-Beitrittsländer, zum Beispiel in Lowetsch in Bulgarien, so hätte es vermutlich einen sehr einfachen Grund für den ausbleibenden Applaus gegeben. Weil die Bewohner der noch vor kurzem blühenden Stadt schon weggezogen wären. Weil die Verbliebenen in ungeheizte Büros und Schulen gehen müssen und für ein Konzert nicht mehr die Muße aufbringen wollen oder können. Weil sich die Älteren angesichts hoher Jugendkriminalität vor dem nächtlichen Rückweg scheuen, weil die Jüngeren ihre Kräfte dem Erwerb widmen und mindestens zwei Berufe gleichzeitig ausüben.

Der Hauptgrund aber wäre, daß im heutigen Bulgarien die Musik, jedenfalls die klassische Musik, die bis 1989 eine wichtige gesellschaftliche Bezugsgröße gebildet hatte, so daß gerade die Hochbegabten ein künstlerisches Studium aufnahmen, heute zur Restgröße geworden ist. Die Dozenten sind nach Bochum, Tokyo und Boston verzogen, all die Opernhäuser außerhalb Sofias sind mit einer Ausnahme geschlossen, die Begabten unter den Jungen studieren nicht mehr Musik, sie studieren Juristerei und, ach, Ökonomie.

Aber auch Lowetsch, wie das restliche Bulgarien oder sein Nachbar Rumänien und wie im übrigen auch Deutschland, stehen vor der Herausforderung, den Schritt in die Wissensgesellschaft erfolgreich meistern zu müssen, um in der – durch gegen Null strebende Transport- und Kommunikationskosten globalisierten – Welt Märkte aufzubauen und zu behaupten. Kann hierzu Kultur einen Beitrag leisten, der über reinen Kulturexport hinausgeht, und, wenn ja, wie ist diese Kultur zu definieren, welche Überlegungen sind aus dieser Definition abzuleiten, welche Strategien, welche konkreten Aktionen? Konzerte wie das in Forio werden dazu eher keinen konstruktiven Beitrag leisten. Sofern nicht die Besucher den Applaus der Musiker als Einladung aufgefaßt haben, nun ihrerseits die Instrumente zu ergreifen und frei nach Beuys selbst zu musizieren. Doch wie es weiterging, hierüber schweigt sich der Bericht aus.

3. Unsere Anekdote als Aporem

Bei näherem Zusehen erweist sich die kleine Anekdote als Aporem, als Geschichte, die uns – griechisch *aporéo* – ob unseres Nichtwissens ratlos zurückläßt, ja – die zweite Bedeutung von *aporéo* – die uns in Not geraten läßt. Mit der einfachen Logik Vorsatz (a) Verlauf (b) Ergebnis (c) kommen wir der Geschichte mit aller Rechts-, Wirtschafts- oder Politikwissenschaft nicht bei. Vielmehr scheint hier eine höhere Logik zu spielen.

Vielleicht hängt das mit der Schwierigkeit zusammen, daß nur schwer von zwei Dimensionen auf eine dritte geschlossen werden kann – man denke nur an all die Häuser, die am Reißbrett entworfen wurden und bei der Übertragung in die Baurealität der entscheidenden Qualität, nämlich der Raumqualität, ermangeln. Was heißt denn genau komplex?

In der Mathematik ist der Terminus komplex klar gekennzeichnet als Menge C jener Zahlen, die aus einem Realteil X sowie dem Produkt einer imaginären Einheit i und eines Imaginärteils Y bestehen (vgl. $x^2 = -1$, Lösung: i = Wurzel aus –1). Die einzelnen Zahlenmengen gehen dabei auseinander hervor, wobei jede Stufe Bestandteil der folgenden Stufe ist:

Stufe 1	*N* =	natürliche Zahlen (positive ganze Zahlen)– wenn wir Birnen und Äpfel zusammenzählen
Stufe 2	*Z* =	ganze Zahlen (natürliche Zahlen N sowie negative ganze Zahlen) – wenn wir ein Buchhaltungskonto mit Soll und Haben führen
Stufe 3	*Q* =	rationale Zahlen (Quotient zweier ganzer Zahlen) – wenn wir Teilungsmengen brauchen
Stufe 4	*R* =	reelle Zahlen (rationale Zahlen Q sowie irrationale Zahlen [zB. Wurzel aus 2]) – wenn wir die ganze Breite der Schulmathematik anwenden wollen
Stufe 5	*C* =	komplexe Zahlen (siehe oben: x + i y).- wenn wir eine an sich widersinnige Funktion benöti gen, um zu einem schlüssigen Ergebnis zu gelangen. Eben diese Notwendigkeit stellt sich

> bei einer Vielzahl von Operationen, ob Physik, Versicherungswesen oder Ballistik. Die Wurzel von –1 gibt es nicht (deshalb: imaginär), aber wir können mit ihr rechnen.[3]

Der Fortschritt zwischen den Zahlenmengen entspricht im übrigen dem grundsätzlichen, der föderalistischen Philosophie des Personalismus[4] entlehnten, Theorem des Collegium PONTES, Polaritäten nebeneinander bestehen zu lassen und nicht à la Hegel auflösen zu wollen zu einer Synthese. Der Baum weiß, wohin er wächst. Der Mensch wächst translinear.

Unsere Geschichte, um damit nun endlich zu Ende zu kommen, hätte nach alter Ordnungsmäßigkeit lauten müssen:

$$k = s_m + a_p$$

(Konzert = Spielen der Musiker und Applaus des Publikums).
Stattdessen lautet sie:

$$k_f = s_m + i\ a_p$$

(Konzert auf Forio = Spielen der Musiker und i [Vertausch der Verhaltensaufträge von Publikum und Musikern]).

Ich will nicht sagen, daß wir damit unser Geschichtchen schon begriffen hätten, aber immerhin können wir es darstellen. Genauer gesagt: Wir haben seine Komplexität angemessen zur Darstellung gebracht.

4. Kultur in der Wissensgesellschaft

Die Wissensgesellschaft ist gekennzeichnet durch die gesteigerte Anforderung für komplexes Denken. Komplexes Denken nun ist ein Denken und ein Formulieren mit Begrifflichkeiten, die einen imaginären Faktor beinhalten, um zu schlüssigen, d.h. operablen Ergebnissen zu gelangen.

Wenn Robert Musil zur Beschreibung der Situation im Wien vor 1914 einen Wirklichkeitssinn beschrieb, dem er einen Möglichkeitssinn gegenü-

[3] NB: T = Transzendentale Zahlen aus anderer Schnittmenge geriert. Deshalb keine neue Ebene.

[4] Vgl. Kinsky, Ferdinand Graf: *Federalism – A Global Theory. The Impact of Proudhon and the Personalist Movement on Federalism*. Nizza 1995.

berstellte, so müßten wir heute eingangs des 21. Jahrhunderts diese beiden um einen Sinn für das Imaginäre ergänzen. Es ist sicher kein Zufall, daß jenes Werk, daß dieses Imaginäre und die Gefahr, sich in ihm rettungslos zu verstricken, die *Unendliche Geschichte* von Michael Ende, zu einem Welterfolg geworden ist. Und daß sich die einschlägigen Fantasy-Jugendbücher und Computerspiele gerade in jenen Ländern häufen, in denen die Informationstechnologie am weitesten vorangeschritten ist. Wir alle sind derzeit fast täglich Zeuge, wie das Imaginäre mit seiner Doppelbödigkeit Einzug in die Weltwirtschaft gehalten hat. Während die Gewinne durch Börsenaktionen Papiergewinne sind und imaginären Charakter tragen – kaum ein Prozent der Umsätze sind durch Handels- oder andere Werte gedeckt –, so sind die Verluste speziell der Kleinaktionäre, zum Beispiel bei der Telekom, bei vielen Amerikanern, die ihre Altersvorsorge über *pension funds* abgesichert hatten, aber auch bei den Großen der Versicherungswirtschaft, höchst real und alles andere als virtuell. Virtuell ist kein zureichender Begriff für unseren Zusammenhang.

Musil schrieb in einer Hochzeit des Positivismus. Seither hat die Technikgläubigkeit keineswegs abgenommen, wie der Anteil der Natur- und Technikwissenschaften am aktuellen Budget der Deutschen Forschungsgemeinschaft beweist. Aber auch innerhalb der sogenannten Lebenswissenschaften gibt es mittlerweile Theorien wie die Maia-Theorie oder die morphogenetischen Felder eines Rupert Sheldrake, dessen *formative causation* imaginäre Elemente enthält und zu verblüffenden Ergebnissen führt, die den Horizont der Schulwissenschaft übersteigen.

Die Frage stellt sich nicht, ob die Welt komplexer geworden ist. Die Komplexität der Vorgänge beispielsweise auf der politischen Ebene dürfte an sich die gleiche geblieben sein. Positiv gesprochen: Einen Alexander, der den gordischen Knoten durchhaut, gab es früher ebenso wie heute einen amerikanischen Präsidenten, der angesichts der Armee-inkompatiblen *Low Intensity Conflicts*[5] der ganzen Welt den Krieg erklärt und seine Nation dadurch ins Defizit stürzt. Negativ gesprochen: Die Fähigkeit des Menschen zur zutreffenden Prognose war und ist beschränkt: »Das Mißliche an der Prognose ist, daß sie es mit der Zukunft zu tun hat.« (Niels Bohr).

[5] Vgl. Creveld, Martin van: *Die Zukunft des Krieges* (*The Transformation of War*, New York 1991). München 1998.

Solange aber die Bewältigung komplexer Probleme auf eine kleine Schicht beschränkt blieb, zu deren Erziehung die jeweilige Gesellschaft hohe Ressourcen aufwandte – denken wir an die *Grande Tour* des barocken Adels im Werte abertausender Jahresgehälter der Latifundienknechte –, und die anderen minderkomplexe Probleme zu lösen hatten, solange stellte sich die Situation anders dar, als heute, wo die Benutzung der einfachsten Gerätschaften schon fast ein Studium voraussetzt (das jedoch selten zum Erfolg führt, da die meisten Gebrauchsanleitungen aus dem Japanischen ins Englische maschinell übersetzt wurden).

Es kennzeichnet die Wissensgesellschaft, das die Bewältigung des täglichen Lebens die Fähigkeit zum erfolgreichen Einsatz komplexen Denkens nicht nur bei einer kleinen Schicht, sondern praktisch bei allen Mitgliedern der Gesellschaft voraussetzt. Bis nach dem Zweiten Weltkrieg besuchten in Deutschland 5 % der Bevölkerung die Hochschulen, heute sind es 28 %. Doch eine erneute Bildungsrevolution wie in den 60er Jahren, die noch mehr Studierunfähige oder zumindest Studierunwillige an die Hochschulen spült, ist nicht die Lösung des Problems, vielmehr kommt es an allen Bildungsplätzen, gerade und besonders bei der beruflichen Bildung, auf die Vermittlung des komplexen Denkens an. In diesem Zusammenhang stimmt es durchaus nachdenklich, daß die Anforderungen in der Lehre, beispielsweise bei der Ausbildung zum Buchhändler oder gar zum Drogisten, in manchen Feldern die Anforderungen an einen Studenten übersteigen.

Komplexität ist geradezu ein Kennzeichen bei allen wirtschaftlichen Prozessen geworden. Das beginnt bei der Bürokratie. Die OECD-Auflistung der notwendigen Formulare für Steuer, Zoll, Berufsgenossenschafts, Amtsgericht, Kammern selbst in den *Transition Countries* umfaßt selbst mehrere Seiten. Die deutschen Steuerberater sind bei ihrer Dresdner Jahrestagung in den offenen Aufstand gegen die Finanzerlaßverwaltung getreten. Wie fern sind die Zeiten des biblischen Zehnten! Dies ist aber nur die Binnenperspektive, an der zu scheitern kleinere Unternehmen notwendigerweise bereits verurteilt sind, besonders solche in Gründung begriffene. Die meisten dieser Vorschriften stammen aus einem politischen Raum, der von einem Idealunternehmensbild ausging, das mit der heutigen Wirklichkeit immer weniger korreliert. Wirtschaftspolitik ist an der Wurzel ein kulturelles Phänomen, insofern als ihre Prognosen und Vorschriften

notwendigerweise von einem vereinfachten Bild ausgehen und somit stets nach einer auch kulturell getragenen Interpretation verlangen. Auch die der Bildungspolitik zugrundeliegende Bilder des Wirtschafts-, nämlich des Berufslebens – die berühmten Berufsbilder – korrelieren mit der Wirklichkeit immer weniger. Die Spezialisierung unserer kostenintensiven Helfer ist so weit vorangeschritten, daß sie bei einem komplexen Problem, das mehr als eine Fertigkeit erfordert, zu versagen drohen. Und damit sind wir bei einem weiteren Problem der Bildung in der Wissensgesellschaft: Sie sprengt die tradierten didaktischen Formen. Es ist geradezu systemtypisch für die Globalisierung, daß das individuell Nützliche jenseits der unmittelbaren Erfahrungshorizonte liegt. Damit ist sowohl die Informationsbeschaffung als auch die Aneigung ungleich schwieriger als das Hineinwachsen in neue Verantwortungszusammenhänge innerhalb eines gegebenen stabilen sozialen Kontextes. Wir können es hier kurz bezeichnen als Lernenmüssen ohne auf Vorbilder zurückgreifen zu können.

Wenn es um den Markt geht, der unaufhaltsam global geworden ist, welch unendliche Mengen an Informationen gilt es da zu filtern, um die angestrebte Position auf dem Weltmarkt realistisch einzuschätzen, zu erringen und schließlich zu behaupten! Wie fern – 1989 – sind die Zeiten der Hirschhornknopf-Produktion in Spitzcunnerdsdorf. Wie sollen zumal jüngere Unternehmen diese Wissensgenerierung durch Informationsfilterung angemessen leisten können bzw. wie sollen sie an die Ressourcen für eine externe Informationsbesorgung gelangen? Aber auch dann bedürfen sie unternehmensintern wiederum des komplexen Denkens, um ihr Wissen zuverlässig in die komplexen Betriebsabläufe umzusetzen.

Es ist unsinnig, die Wissensgesellschaft zu definieren als historisch nächste Etappe nach Agrargesellschaft, Industriegesellschaft, Dienstleistungsgesellschaft und nun eben Wissensgesellschaft. Natürlich hängt nicht mehr alles vom Boden ab, wie die Physiokraten des 18. Jahrhunderts und heute noch ein Schweizer Wirtschaftswissenschaftler glaubt. Aber nach wie vor brauchen wir Menschen Lebensmittel zum Überleben und also Bauern, die sie produzieren. Dabei ist Zypern der einzige Staat in der EU-27, bei dem das von den Bauern erzeugte BIP höher ist als der entsprechende Anteil an Arbeitsplätzen. Dies läßt auf eine Zukunft mit wieder schmeckender Lebensmittel hoffen. Jedoch auch hier geht um es 2 % der Gesamtwirtschaft, soviel wie in Frankreich, wenn man die Subventionen

wegrechnet. Auch ist es nicht so, daß Industrieprodukte keine Rolle mehr spielen. Selbst in den USA erzeugen sie einen Anteil von 11 % am BIP, wobei diese Zahl keine realistische ist, da sie die ausgelagerte Buchhaltung, Rechtsberatung, Altersversorgung nicht umfaßt, also einen Großteil der statistisch als Dienstleistungen ausgewiesenen Wirtschaftsbereiche. Präziser wäre es also, unter Dienstleistungen nur das zu verstehen, was einerseits die Vielzahl der öffentlichen Systeme (Staat, Kommunen, Sozialsysteme) mit rund einem Drittel des BIP verbrauchen, andererseits diejenigen Angebote, die von der Nachfrage Privater im Sinne von Privatleuten erzeugt werden, also Privatversicherungen, Private Altersvorsorgesysteme, das Reisewesen und der weitere Freizeitbereich etc.

Diesen drei – oder wenn man die öffentlichen Systeme separat rechnen will – vier Sektoren des Wirtschaftslebens fügt die sogenannte Wissensgesellschaft keine weitere Stufe hinzu. Vielmehr stehen alle Sektoren recht gleichmäßig unter dem Diktat des komplexen Wissens. Ins Politische gewendet, ist die Befähigung möglichst der gesamten Gesellschaft zum komplexen Denken die zentrale politische Herausforderung beim Übergang ins 21. Jahrhundert. Die Frage lautet: Ist diese politische Herausforderung von den klassischen Instrumenten des klassischen Staates noch zu leisten? Meine Hypothese lautet: Nein, es handelt sich vielmehr um eine kulturpolitische Herausforderung. Wobei unter Kulturpolitik sicher nicht die Frage nach der Steuerfinanzierung von Staatsopern zu verstehen ist. Wie sollte oder muß man Kultur in der Wissensgesellschaft vielmehr definieren? Als Bedeutungssystem nach Clifford Geertz, als Wertesystem in der Tradition Max Webers und Talcott Parsons, als Repertoire von Handlungsstrategien nach Ann Swidler (um nur einige der Autoren zu nennen)?

5. Die ethische Dimension des Wachstums

Eine übergeordnete Perspektive für den Begriff ›Kultur‹ bietet die Frage Platons: ›Was ist der Sinn des Lebens?‹ Auf die Platon die Antwort gibt: ›Das Gute schmecken zu lernen!‹

Nach dem Wegfall des Sozialistischen Systems als Gegengröße zum westlichen System hat letzteres vielfach Zweck und Mittel vertauscht und die instrumentellen Werte des Kapitalismus zu para-ethischen Werten der globalisierten Welt überhöht. Die historische Leistung von Johannes

Paul II. liegt ja wesentlich im Sturz des sowjetischen Imperiums, der seinerseits allerdings das Ergebnis hat, daß eben diese Ländern nun energisch um eine neue Mitte ihres gesellschaftlichen Lebens ringen müssen. Ihr Dilemma hält ›Centesimus Annus‹ bereits 1991 fest. Diese Kritik richtet sich nicht so sehr gegen ein Wirtschaftssystem als gegen ein ethisch-kulturelles System. Die Wirtschaft ist ja nur ein Aspekt und eine Dimension der Vielfalt des menschlichen Handelns. Wenn sie verabsolutiert wird, wenn die Produktion und der Konsum der Waren schließlich die Mitte des gesellschaftlichen Lebens einnehmen und zum einzigen Wert der Gesellschaft werden, der keinem anderen mehr untergeordnet wird, so ist die Ursache dafür nicht allein und nicht so sehr im Wirtschaftssystem selbst als in der Tatsache zu suchen, daß das ganze sozio-kulturelle System mit der Vernachlässigung der sittlichen und religiösen Dimension versagt hat und sich nunmehr allein auf die Produktion von Gütern und Dienstleistungen beschränkt. Das alles läßt sich zusammenfassen, indem man noch einmal feststellt, daß die wirtschaftliche Freiheit nur ein Element der menschlichen Freiheit ist. Wenn sie sich für autonom erklärt, das heißt, wenn der Mensch mehr als Produzent bzw. Konsument von Gütern, nicht aber als ein Subjekt gesehen wird, das produziert und konsumiert, um zu leben, dann verliert sie ihre notwendige Beziehung zum Menschen, den sie schließlich entfremdet und unterdrückt.[6]

Wachstum und Wirtschaft der Welt jenseits von Bilanzen und BIP-Indizes zu definieren, war 2002 der Auftrag des Johannesburger Gipfels. Seine ethische Dimension charaktierisiert der Sozialethiker Markus Vogt:

> Wirtschaftliches Wachstum in einem global verträglichen und lebensdienlichen Sinn bedeutet nicht ständige Steigerung der Materialproduktion, sondern den Übergang zu einer weniger material- und energieintensiven Wertschöpfung durch intelligente Technik, eine stärkere Akzentuierung von Dienstleistungen sowie durch die Ausrichtung der gesamten Kultur auf geistiges und spirituelles Wachstum statt auf Massenkonsum. Der Konflikt zwischen unserem Wachstumsstreben und den Bedürfnissen der Entwicklungsländer ergibt sich vor allem aus einem falschen Verständnis des Wachstums als Leitgröße unserer Zivilisation.[7]

[6] Johannes Paul II.: *Centesimus Annus vom 1. Mai 1991, 5. Kapitel.* In: *Das Privateigentum und die universale Bestimmung der Güter*, Abschnitt 39.

[7] Vogt, Markus: Interview für den Europäischen Religiösen Nachrichtendienst SIR zum bevorstehenden Weltgipfel für Nachhaltige Entwicklung in Johannesburg 26.08. – 04.09.2002 (Manuskript).

Politik in ihrer einfachsten Definition ist die Arbeit an Hoffnungen und Ängsten. Die Geschichte Mittel- und Osteuropas seit 1989 kann vielfach als Geschichte enttäuschter Hoffnungen geschrieben werden. Insbesondere war und ist der EU-Beitritt ein Projekt für die dynamischeren Elemente der Gesellschaft, bei dem die weniger dynamischen zurückbleiben; man denke an die polnischen Rentner. Der dreifache Ineinsfall von Übergang zur Demokratie, Übergang von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft und Übergang zur Globalwirtschaft ist eine ungeheure, an sich Generationen beanspruchende Aufgabe, deren Ausmaß aus westlicher Perspektive kaum adäquat wahrgenommen werden kann. Der historische Umfang der Aufgabe wird deutlich, wenn man realisiert, daß mancherorts, besonders in den Regionen Osteuropas und jenen Südosteuropas außerhalb des ehemaligen Habsburgerreiches wie im westlichen Moldavien, Bulgarien oder Serbien, schon der Anschluß an die Aufklärung schwer fällt, geschweige denn an die sogenannten postmodernen Strukturen. Wobei für Deutschland und die westeuropäischen Staaten gilt, daß die Aufklärung nicht gescheitert ist, wie manche behaupten. Vielmehr ist ihr Auftrag, der sich grob als quantitative Befriedigung von Wohlfahrt umschreiben läßt, erfüllt. Die Frage heißt jetzt: Wohin wollen wir uns entwickeln? Können wir von den neuen EU-Mitgliedern vielleicht so manches lernen, wie insbesondere Andrei Pleşu betont hat? Sicher jedenfalls ist, daß der interkulturellen Kompetenz, also der ›Fähigkeit ein Zeichenrepertoire zu identifizieren und mit ihm umzugehen‹ (Dirk Baecker)[8], eine hohe Bedeutung zuwächst.

Festzuhalten zu ist, daß die ethische Dimension von Politik nicht identisch sein kann mit Kulturpolitik. Versteht man unter ›Kultur‹ die ethischen Werte, so bilden sie den Grund, auf dem alle Politik aufbaut oder, siehe die Appelle im Zusammenhang des Johannesburger Gipfels, zumindest aufbauen sollte, sie sind aber nicht Gegenstand dieser Politik. Wie ja schon Böckenförde feststellte, daß die Demokratie auf Werten basiert, die sie selbst zu schaffen nicht in der Lage ist.[9]

8 Baecker, Dirk: *Globalisierung und kulturelle Kompetenz*. In: *Wozu Kultur?* Berlin 2000, S. 18.

9 »Es gehört zur Struktur des freiheitlichen Rechtsstaates, daß er von Voraussetzungen lebt, die er selbst nicht garantieren kann.« Vgl. Kirchhof, Paul: »Der Verfassungsstaat lebt von Voraussetzungen, die von den Freiheitsberechtigten geschaffen werden, die der Staat aber rechtlich zu regeln, zu stützen, zu entwickeln und zu fördern hat«. In: *Staat Nation, Europa. Studien zur Staatslehre, Verfassungstheorie und Rechtsphilosophie*

6. Kulturpolitik als Ertüchtigung des Imaginärsinns

Moderne Politik ist ein Vorgang, der mit hochkomplexen Feldern zu tun hat, und selbst nicht minder komplex ist. Die Ressortautonomie verträgt sich damit herzlich schlecht. Man macht sich in Deutschland (und anderen Ländern) selten klar, daß die Grundsätze der heutigen Verwaltungsorganisation rund vierhundert Jahre alt sind. Wie kürzlich wieder betont wurde,[10] gehen sie wesentlich auf das gegen-gegenreformatorische Umfeld der *Leges Societatis christianae* (1620) von Andreae und seine ›Christianopolis‹ zurück, sind also tief im Mechanistischen verwurzelt. Wie will man sich der Herausforderung des komplexen Denkens stellen, wenn man es nicht in die eigene Organisation integriert?

Wie sieht es aber umgekehrt innerhalb der Kultur aus? Julian Nida-Rümelin argumentiert: »Kulturpolitik [ist] nicht nur eine Querschnittsaufgabe, sondern eine Verpflichtung der jeweils Verantwortlichen in der Kulturpolitik, sich permanent in andere Ressorts einzumischen, obwohl dieses natürlich nicht sehr beliebt ist.«[11] Und wenn nun diese sich in die Kultur einmischen und fragen, wie es mit der Komplexitätsvermittlung in den geförderten Kunstprojekten aussieht? Was wüßten da wohl die Verantwortlichen für die *documenta 11* zu antworten, bei deren Künstlerauswahl, wie speziell die amerikanischen Kritiker meinten, nach Unkomplexität und Unsubtilität entschieden wurde? Und wer, außer den Künstlern, hat Beifall geklatscht? Wem hätte man in Kassel einen Stein setzen wollen wie ihn Jacopone de Todi erhalten sollte und in dem die Grundbedingungen modernen Künstlertums aufs lapidarste enthalten sind: »stultus propter Christum nova mundum arte delusit et coelum rapuit – als Narr um Christi willen hielt er die Welt mit seiner Neuen Kunst zum Narren und errang

(Frankfurt am Main 1999) rückt Ernst-Wolfgang Böckenförde von der früheren apodiktischen Formulierung eher ab und hält »eine politisch initiierte aktive Bewußtseinsbildung, die vom Staat getragen wird«, für denkbar. Zit. n.: Rixen, Stephan. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 8. März 2000.

10 Schmidt-Biggemann, Wilhelm: *Von Damcar nach Christianopolis. Andreaes ›Christianopolis‹ als Verwirklichungskonzept der Rosenkreuzerideen.* In: Bibliotheca Philosophica Hermetica (Hrsg): *Rosenkreuz als europäisches Phänomen im 17. Jahrhundert.* Amsterdam 2002, S. 118.

11 Ebd.

das Himmelreich.«[12] Es fehlt an fruchtbaren Querverbindungen zwischen Wirtschaft – Kunst – Gesellschaft und ihrer adäquaten Widerspiegelung in der Politikorganisation. Um die Gesellschaft insgesamt in den Horizont der Ressorts zu bringen und sich der Herausforderung ›Wissensgesellschaft‹ umfassend zu stellen, also möglichst die gesamte Gesellschaft zum komplexen Denken zu befähigen, bedarf es eines ressort-, sparten- und trägerübergreifenden Ansatzes nicht nur in der Kulturpolitik. Das in Politik wie Kultur und übrigens auch in der Wirtschaft benötigte Wissen ist eine Aussicht: Wohin die Reise geht, gehen kann, gehen soll. »Die Notwendigkeit zu handeln reicht für den Menschen weiter als die Möglichkeit zu erkennen« (Arnold Gehlen, nach Immanuel Kant).

Um in Politik wie Alltag zu wissen, was wir nicht wissen können und dennoch wissen müssen, brauchen wir Vertrautheit mit komplexem Wissen, das neben einem Realanteil immer auch einen Imaginäranteil beinhaltet. Für die Übung im Überschreiten des Horizontes ist keine Wissenschaft zuständig. Wohl aber die Künste. Wer wenn nicht sie, vermöchte uns zu lehren, was wir nicht wissen können und dennoch wissen müssen? In diesem Sinne ist Kulturpolitik ein zentrales Politikfeld. Wenn aber Kulturpolitik die Ertüchtigung des Imaginärsinnes ist, ist sie dann nicht vielleicht sogar das zentrale Politikfeld? Könnte frei nach Böckenförde[13] gelten: Die Künste ertüchtigen den Bürger zur Politik, zur lebendigen Teilnahme an der Gesellschaft?

[12] Jacopone da Todi starb 1306. Das Grabmal in der Kirche des S. Fortunato zu Todi datiert von 1596: »Ossa beati Jacoponi de Benedictis Tudertini, qui stultus propter Christum etc.«

[13] Böckenförde, Ernst-Wolfgang: *Staat, Nation, Europa. Studien zur Staatslehre, Verfassungstheorie und Rechtsphilosophie*. Frankfurt am Main 1999.